



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

liebsten die Festsetzung eines Maximum des Tagelöhners, um den Gutsbesitzer gegen die übertriebenen Ansprüche der Feldarbeiter zu schützen.

So verschieden ist die polnische Demokratie und der polnische Radicalismus von dem, was man in Westeuropa unter diesen Benennungen versteht. In Polen begreift man noch so ziemlich den Westen, und hat auch nichts dagegen, daß dort die Freiheit und Gleichheit sich auch auf Bürger und Bauern erstrecke. Die deutschen und französischen Demokraten aber ahnen kaum, zu welchen keckerischen Irrlehren sich ihre vermeintlichen Glaubensgenossen in Polen bekennen, und ihre Sympathien für dieselben beruhen zum großen Theile auf einem argen Mißverständnis.

W o c h e n s c h a u.

Dramaturgische Miscelle. Die Leipziger Aufführung des Herz'schen Drama's: König Rene's Tochter, veranlaßt uns zu einigen Bemerkungen. Ueber die Fehler dieses Stückes ist die deutsche Kritik wol einig. Einmal ist die körperliche Infirmität ein ungeeigneter Gegenstand für das Drama, wie das Börne bei seiner Recension über Houwald's „Bild“ vollkommen richtig auseinandergesetzt hat. Sodann ist es in unsrer Zeit, wo bis zu einem gewissen Umfang die medicinische Kenntniß sich über alle Kreise verbreitet hat, unerlaubt, eine Cur bewerkstelligen zu lassen, an die Niemand mehr glaubt. Daß die Blindheit durch thierischen Magnetismus, durch Liebe, durch Nachdenken und durch astrologische Amulette geheilt wird, lassen wir uns nicht mehr einreden, am wenigsten in einem Stück, welches durchaus den Charakter des pragmatischen Verstandes an sich trägt. Die ganze Anlage ist nämlich nicht aus dem Gefühl oder der Phantastie, sondern aus dem calculirenden Verstand hervorgegangen. Das Problem, wie eine Blinde spricht und sich benimmt, der man es sorgfältig verheimlicht hat, daß ihrer Sinnesthätigkeit etwas fehlt, kann nur durch Reflexion gelöst werden, und reflectirt ist die ganze Art und Weise ihres Denkens und Empfindens, die sorgfältig vor jeder Auspielung auf den Sinn des Gesichts behütet wird. Die Aufgabe hat etwas Aehnliches mit jenem bekannten Spiel, wo man eine Geschichte schreiben muß, in der ein bestimmter Buchstabe nicht vorkommt. — Abgesehen von diesen Fehlern, die freilich den Keim seines Organismus treffen, ist das Stück mit vieler Grazie und technischem Geschick ausgearbeitet und verdient schon als Gegensatz gegen die liederlichen und willkürlichen Sudeleien, mit denen unser Theater jetzt überschüttet wird, eine sorgfältige Aufführung. Die Aufführung ist aber in allen Theatern, wo wir sie gesehen haben, vergriffen. Das Stück soll einen heitern Eindruck machen; das kann es aber nicht, wenn die Umgebungen Zolanthe's, die sich doch in funfzehn Jahren einigermaßen an das Unglück ihres Schüglings hätte gewöhnen können, fortwährend heulen, ächzen, seufzen und jammern, und wenn Zolanthe selbst sich in der feierlichen gespenstischen Weise einer Nachtwandlerin bewegt, auf deren leidenden Zügen sich ein tiefer geheimer Schmerz ausspricht. Schon das feierliche Vorwärtsschreiten mit vorgestreckten Händen ist gegen die Absicht des Dichters, und selbst gegen die Natur, denn

eine Blinde, die sich funfzehn Jahre lang in einem kleinen beschränkten Kreise bewegt, findet sich zuletzt instinctartig mit ziemlicher Sicherheit in demselben zurecht. Solanthe muß als ein munteres Naturkind auftreten, die von dem Ernst ihrer Situation erst ganz zuletzt einige Ahnung erhält. Unser Mitleid darf nicht zu sehr angeregt werden, da vorzugsweise unser Wiß beschäftigt werden soll.

Briefwechsel zwischen dem Grafen Mirabeau u. dem Fürsten

A. v. Arenberg, Grafen von der Mark, während der Jahre 1790 und 1791, enthaltend die Geschichte der geheimen Verbindung Mirabeau's mit dem französischen Hofe nebst allen sich darauf beziehenden Actenstücken. Nach der französischen Ausgabe des Herrn Ad. von Bacourt deutsch bearbeitet von J. Pf. Städtler. Erster Band. Brüssel und Leipzig, Mayer und Flatau. 1854. — Für den ersten Theil der großen französischen Revolution wird diese Brieffammlung die bedeutendste Quelle, und ihre Herausgabe durch Herrn von Bacourt ist eine Epoche machende Begebenheit, obgleich die Existenz derselben und ein Theil ihrer Einzelheiten bereits seit längerer Zeit bekannt waren. Mirabeau übergab selbst diese Correspondenz dem Fürsten August von Arenberg, Grafen von der Mark; er wünschte ihre Publication in späteren Zeiten, um seine geheimen Beziehungen zum königlichen Hofe und die daraus hervorgehenden politischen Operationen seiner letzten Lebensjahre von böser Nachrede und falschen Gerüchten frei zu machen. Der Fürst bewahrte treu die Hinterlassenschaft seines gewaltigen politischen Freundes, konnte sich aber nicht entschließen, dieselbe, so lange er selbst lebte, herausgegeben zu sehen, obgleich er Herrn F. Barrière und Herrn Lucas-Montigny schon vor längerer Zeit einzelne wichtige Documente und Excerpte daraus mittheilte. Nach dem Tode des Fürsten August übernahm, seinen Bestimmungen zufolge, Adolph von Bacourt die Herausgabe dieser Correspondenz. Auch er wurde durch seine diplomatische Thätigkeit mehrere Jahre von der Herausgabe abgehalten. Erst das Jahr 1848 versetzte ihn in Ruhestand und gab ihm Muße. Das französische Original erschien in Paris (Vve. Le Normant, 1854. 3 Bde. 8.); die Uebersetzung ist in Uebereinstimmung mit dem französischen Herausgeber von Herrn Städtler, ehemaligem Secretair des verstorbenen Fürsten, höchst gewissenhaft und mit genauester Sachkenntniß unternommen. Das Werk enthält außer dem Briefwechsel zwischen den beiden Staatsmännern und einer Anzahl anderer wichtiger Briefe, vor Allem Aufzeichnungen des Fürsten August von Arenberg, in welchen er zuerst einleitend die Persönlichkeiten und Zustände des französischen Hofes vortrefflich schildert und später die folgenden Briefe mit Commentaren begleitet, die jetzt für uns von höchster Wichtigkeit sind. Auch der französische Herausgeber und der deutsche Uebersetzer haben das Werk mit sachgemäßen Anmerkungen begleitet. Es bedarf nur dieser anzeigenden Bemerkungen für ein so großes Werk.

Das Portrait und die charakteristischen Züge, welche der Fürst in der Einleitung von Mirabeau giebt, sind höchst interessant. Er lernte Mirabeau im Jahre 1788 kennen, wo Herr Sinac von Meilhan, Intendant der Provinz Hennegau, die Bekanntschaft durch ein Diner vermittelte, und beschreibt ihn so: „Als der Graf eintrat, fiel sein Aeußeres auf. Mirabeau war ein hoher, breitschulteriger, schwerer Mann. Seinen schon an sich unverhältnißmäßig dicken Kopf machte ein enormer, stark gelockter und gepudertes Haarwuchs noch dicker. Er trug ein Stadtkleid; die Knöpfe daran, von farbigen Stei-

nen, waren übermäßig groß, eben so die Schnallen auf den Schuhen; kurz, in seinem ganzen Anzuge bemerkte man eine, mit dem Geschmacke der Hofleute unvereinbare Uebertreibung. Große Blatternarben entstellten seine Gesichtszüge; sein Blick war bedeckt, sein Auge aber voll Feuer. Er wollte höflich erscheinen, übertrieb indessen seine Verehrungen, und seine ersten Worte waren gesuchte, ziemlich alltägliche Complimente. Kurz, er hatte weder die Formen noch den Ton der Gesellschaft, worin er sich befand, und ob schon er ihr durch Geburt gleich war, so sah man doch bald an seinem Benehmen, daß es ihm an jener Leichtigkeit fehlte, die sich nur in stetem Umgange mit der vornehmen Welt erwirbt.

Während des Essens bewegte sich das Gespräch durchgehends in Gemeinplätzen, was indessen Mirabeau nicht abhielt, mehrmals seine, geistreiche Worte hineinzuworfen, die er aber auch gleich darauf wieder durch übertrieben höfliche Phrasen verwarf; besonders fehlte es ihm gegen die Frauen an Grazie und Leichtigkeit. Als aber nach dem Essen Weilhan das Gespräch auf Politik und Verwaltung führte, schwand plötzlich Alles, was Anfangs in Mirabeau's Aeußerem als lächerlich hatte anfallen können. Man bemerkte nur den Reichthum und die Richtigkeit seiner Ideen, und er riß Jeden durch seinen glänzenden, energischen Ausdruck hin.

Eines Tages, es war im September 1789, kam Mirabeau früh zu mir, und sagte mit zerstreuter Miene: „Mein Freund, es hängt von Ihnen ab, mir einen großen Dienst zu leisten.“ — „Neben Sie!“ — „Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll; mir fehlt's am ersten Thaler; leihen Sie mir etwas.“ — Ich bot ihm eine Rolle von 50 Louisd'or, die einzige, die ich unter den Händen hatte, an. Er dankte mir sehr und sagte: „Ich weiß nicht, wann ich es Ihnen wiedergeben kann; ich habe noch keinen Blick auf die Erbschaft meines Vaters werfen können, und schon fangen meine Verwandten Prozesse mit mir an.“ — Ich erwiderte, er brauche sich wegen dieser Schuld gegen mich nicht zu beunruhigen; ich schätze mich glücklich, ihn verbinden und auf diese Weise zur Unabhängigkeit seiner Talente und seines Charakters beitragen zu können. Diese Art, wie ich seine Bitte aufnahm, rührte ihn sehr, und er sagte bewegt: „In seinem Leben habe er noch Niemanden angetroffen, der sich so wahrhaft wie ich als seinen Freund gezeigt.“

Von diesem Tage an hat er nie aufgehört, mir eine Dankbarkeit zu beweisen, die sich bis zu seinem Tode gleich geblieben ist. Persönlich habe ich nie Grund gehabt, mich über ihn zu beklagen; immer war er gegen mich ein wahrer, vertrauensvoller, ergebener Freund, und selbst für meine Ansichten und Rathschläge hat er mir Beweise von Nachgiebigkeit gegeben, die mich von Seite eines so ungestümen Charakters in Staunen setzten. Neben großen Fehlern, die man indessen bei vielen Menschen findet, besaß Graf von Mirabeau edle und gute, selten in einem so hohen Grade in demselben Menschen vereinigte Eigenschaften.

Der geringe Dienst, den ich ihm nun geleistet, gab mir einiges Recht, mit ihm etwas näher auf seine Geldangelegenheiten einzugehen, wodurch ich die Ueberzeugung gewann, daß dieser Mann, den Jeder als käuflich schilderte, niemals für Geld irgend ein Princip geopfert hätte. — Den Unfug der Agiotage hatte er in Brochuren angegriffen, die ihm fast nichts einbrachten, während die Agioteurs ihm bedeutende Summen anboten, wenn er für sie schreiben oder wenigstens schweigen wollte. Und in demselben Augenblicke, wo er diese Anerbietungen ausschlug, schickte er seine Effecten in

das Pfandhaus. — Ueber die Bank von San-Carlos schrieb er ein Werk, dessen Unterdrückung diese Bank sich vergebens, durch die vortheilhaftesten Anerbietungen in Geld, von ihm zu erlangen bemühte. Er schlug Alles aus. — Später hat man ihm vorgeworfen, er habe aus der Kasse des Herzogs von Orleans geschöpft, und eben um die Zeit, wo solche Schätze ihm verschwenderisch zufließen sollten, kam er zu mir, und bat mich mit schüchternem, verlegener Miene, ihm einige Goldstücke zu leihen. Meine Pflicht ist es, so viel in meinen Kräften steht, diese gehässigen Beschuldigungen, die fast durch alle Schriften über die französische Revolution wiedergehakt, zu zerstören; ich sage daher noch einmal: „Nein, niemals hat Mirabeau seine Grundsätze seinem pecuniären Vortheile geopfert.“

„Wahr ist's, er erhielt Geld vom Könige, aber um den König selbst zu retten, und nicht, um seine Grundsätze aufzugeben. Er wurde dadurch im Gegentheil in den Stand gesetzt, diese Grundsätze kräftiger zu entwickeln, denn durch alle demokratischen Declamationen Mirabeau's hindurch kann der Beobachter wohl merken, daß er im Grunde monarchischer als selbst die Minister des Königs war. Seine Vertheidigung des absoluten Veto, während Necker wollte, daß sich der König mit dem suspenfiven begnüge; seine Abwesenheit aus der Sitzung vom 4. August; sein Widerwille gegen die Erklärung der Menschenrechte, die er, damit nicht mehr die Rede davon wäre, bis nach der Annahme der Constitution vertagen wollte; seine Reden über das Recht des Kriegs und Friedens — alles dieses beweist, wie mir scheint, zum Ueberflusse, daß seine Regierungsgrundsätze mehr monarchisch als demokratisch waren.“

„Graf Mirabeau hatte ungestüme, heftige Leidenschaften; er hielt viel auf seine Geburt, und es drückte ihn, daß er nicht seinem Range gemäß leben konnte. Seine Frau besaß ein großes Vermögen; er hatte sich aber von ihr geschieden, und zog also von dieser Seite keinen Vortheil. Von seinem Vater, dem Marquis von Mirabeau, hatte er fast nichts erhalten, und dessen Tod, wie ich schon angeführt habe, brachte ihm neue Ausgaben und Verlegenheiten. Da es ihm stets an Geld gefehlt, so hatte er bis dahin elend und in immerwährenden Schulden gelebt. So hatte er sein vierzigstes Jahr erreicht, heftig erbittert über eine Lage, die ihm vor Leuten, denen er sich an Geburt gleich, an Talenten und Geist unendlich überlegen fühlte, ein untergeordnetes Ansehen gab. Man weiß, daß der Marquis von Mirabeau seinen Sohn wegen dessen literarischer Ueberlegenheit beneidete, und in ihren Streitigkeiten alles Unrecht fast immer auf Seite des Vaters war, der gegen seinen Sohn fünfzehn Steckbriefe erwirkt hatte. Geldmangel, die Ungerechtigkeiten des Vaters, lange und öftere Verhaftungen in Staatsgefängnissen trugen mächtig dazu bei, in Mirabeau's Charakter Fehler zu entwickeln, die leider auf sein ganzes Leben nur zu sehr eingewirkt haben.“

„Bei mehreren Anlässen, wenn ich über seine revolutionaire Sprache auf der Tribune gehalten war, ließ ich mich mit großem Unwillen gegen ihn aus, wovon ich später einige Beispiele anführen werde. Ich sah ihn dann Thränen vergießen wie ein Kind, und ohne Gemeinheit, aber mit einer Aufrichtigkeit, über die ich mich nicht täuschen konnte, seine Reue ausdrücken. Man muß mit einem solchen Manne auf einem so fortwährend vertrauten Fuße gelebt haben, wie ich, um Alles zu kennen, was der Gedanke Erhebendes, was das Herz Anziehendes hat. Auch gestehe ich, daß er mich alle Verzerrungen seines Lebens vergessen machte, wenn er zuweilen mit durchdringendem Tone

ausrief: „Ach! wie schadet die Unsittlichkeit meiner Jugend jetzt der öffentlichen Sache!“

Gegen Ende September 1789 fragte Mirabeau, wenn er vom Hofe sprach: „Woran denken denn diese Leute? Sehen sie die Abgründe nicht, die sich unter ihren Füßen graben?“ Einmal sogar, wo er heftiger aufgeregter war als gewöhnlich, schrie er: „Alles ist verloren! der König und die Königin werden umkommen, und sie sollen es sehen: der Böbel wird mit ihren Leichen das Pflaster schlagen!“ — Er bemerkte das Entsetzen, das mir dieser Ausdruck verursachte. — „Ja, ja,“ wiederholte er, „man wird das Pflaster mit ihren Leichen schlagen; sie kennen nicht die Gefahren ihrer Stellung; man müßte sie doch damit bekannt machen.“

Sah sein Scharfsinn damals die scheußlichen Ereignisse vom 5. und 6. October voraus? — Man darf dieses annehmen. Aber nicht blos gegen mich sprach er sich so aus; vor Niemandem verbarg er seine Ansichten und Besorgnisse. Darum haben seine Feinde, und vielleicht auch Viele, die nicht seine Feinde waren, gesagt, er habe selbst die Bewegung vom 5. October vorbereitet und die Hauptrolle darin gespielt.

„Mirabeau brachte den Nachmittag des 5. Octobers bis sechs Uhr Abends bei mir zu. Wir speisten allein mit einander; die Zeit füllten Gespräche über die unvermeidlichen Gefahren des von dem Hofe befolgten Systems und der in Paris herrschenden Aufregung. Wir wußten indessen noch nicht, was man dort für diesen Tag vorbereitete. Alle Reden Mirabeau's hierüber bezogen sich auf die Gewandtheit und Energie, welche die Umstände erheischten, und wol wäre es zu wünschen gewesen, man hätte diesen Gegenstand im Rathe des Königs so besprochen, wie Mirabeau ihn bei mir besprach. Weit entfernt, sich in seinen Bemerkungen und in der Art, wie er sie entwickelte, aufrührerisch zu zeigen, sprach er wie ein großer Bürger. Auch erkläre ich hier aus der Fülle meines Gewissens, daß er, in Gesinnungen und Handlungen, jenen Antrieben durchaus fremd war, die eine so heftige Gährung in Paris erregten. Ich muß allerdings zugestehen, daß die Auführer sich der Reden und Grundsätze bedienten, welche seine revolutionaire Beredsamkeit, gleich zu Anfange der Versammlung, von der Tribune herab hatte ertönen lassen. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, kann man ihm vorwerfen, daß er zur Entflammung der Geister in Frankreich, und besonders in Paris, beigetragen hat.

Die Literatur der Faustsage bis Ende des Jahres 1830, systematisch zusammengestellt von Franz Peter. Zweite Auflage. Leipzig, Voigt. — Die ältere Literatur, auf die es hier allein ankommt, ist vollständig; bei der neuen war eine solche Vollständigkeit kaum zu erreichen, und so sind in derselben denn manche Lücken geblieben, die aber im Wesentlichen nicht viel zu bedeuten haben. Der Verfasser hätte sich überhaupt in diesem zweiten Theile nur auf die bedeutenden Sachen beschränken und bei denselben kurz angeben sollen, was man darin zu suchen hat.

Her ausgegeben von **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.

Als verantwortl. Redacteur legitimirt: **F. W. Grunow**. — Verlag von **F. O. Herbig** in Leipzig.

Druck von **C. E. Elbert** in Leipzig.